

»Kampf um Emma«. Polemik und feministische Öffentlichkeiten

Karolin Kupfer

In der Geschichte von feministischem Diskurs und Frauenbewegungen haben mediale Formen nicht nur als Mittel gedient, um politische Forderungen öffentlich zu formulieren, sondern sie markieren einen zentralen *locus* der theoretischen und praktischen Ausrichtung von Kritik und Bewegung. Und so sind es auch häufig (neue) mediale Formen und Formate, die die Konfliktlinien mitbestimmen, entlang derer Oppositionen innerhalb der Bewegung und ihrer Foren entstehen. Einmal mehr wurde dies deutlich, als zu Beginn des Jahres 2017 ein äußerst boshafter Artikel einer Gruppe deutscher Feminist*innen ins Visier nahm, die in jüngerer Zeit – vermeintlich vor allem – durch Kampagnen im Online-Raum zu einiger Sichtbarkeit gelangt waren. Erschienen war der Beitrag von anonymer Autor*innenschaft, der sich nonchalant antifeministischer Topoi und Narrative bediente, in Deutschlands langlebigster feministischer Zeitschrift »Emma«. Bezeichnenderweise jedoch begann die Redaktion der »Emma«, allen voran Herausgeberin Alice Schwarzer, feministische Akteur*innen wie die sich selbst als *Netzfeministin* positionierende Anne Wizorek erst als dogmatische und elitäre *Hetzfeminist*innen* herabzusetzen,¹ nachdem letztere gemeinsam mit anderen Journalist*innen und Aktivist*innen die Social Media-Kampagne »#aufschrei« zu »#ausnahmslos« transformiert hatte. Während »#aufschrei« auf die Sichtbarmachung persönlicher Erfahrung von Sexismus und sexualisierter Gewalt zielte, kritisierte »#ausnahmslos« inmitten der medialen und politischen Debatte um die sogenannte Kölner Silvesternacht eine zunehmende Nutzbarmachung feministischer Positionen für rassistische und migrationsfeindliche Agitation.

Sowohl in der Darstellung von »Emma« als auch in anderen etablierten Medienformaten wurden an der Silvesternachtdebatte zutage tretende in-

1 N.N.: Szene in Berlin. Die Hetzfeministinnen, in: Emma, 2017, 1, S. 78-81.

nerfeministische Spannungen und Streits jedoch nicht als politische Konflikte, sondern – gekoppelt an eine (vermeintliche) Mediendifferenz von Print und Netz – zuvorderst als *Generationenkämpfe* arrangiert.² Die Inszenierung Schwarzers als *Grande Dame* der feministischen Medienlandschaft und des bundesdeutschen Feminismus als solchem, gegen die nun einige jüngere Medienschaffende aufgebehrten, tilgte dabei die Historizität politischer Streits innerhalb der bundesdeutschen feministischen Bewegung und ihrer Foren und Medien aus der Debatte.

Vor dem Hintergrund einer theoretischen Annäherung an das Modell feministischer (Gegen)Öffentlichkeit (I) schlage ich im Nachfolgenden dagegen vor, die Geschichte von »Emma« – als erfolgreichste bundesdeutsche feministische Zeitschrift – als eine Geschichte polemisch geführter Konflikte über divergierende Ideen einer dezidiert feministischen Öffentlichkeit zu fassen. Die Untersuchung wird sich zu diesem Zwecke auf zwei zentrale Konfliktmomente konzentrieren: Zunächst ist die Debatte zu rekonstruieren, die »Emma« vor ihrer ersten Veröffentlichung im Jahr 1977 und in den ersten Jahren ihres Bestehens begleitete und die sowohl in »Emma« selbst als auch in zwei weiteren Zeitschriften der Zeit, namentlich »Courage« und »Die Schwarze Botin«,³ nachvollzogen werden kann (II).⁴ Hierbei handelt es sich allerdings nicht schlicht um einen historischen oder ›gelösten‹ Konflikt. Gegenteilig ist zu zeigen, dass eine eingehende Analyse dieser frühen Debatte notwendig ist, um die Rolle von »Emma« und Schwarzer in der Silvesternacht-(Medien)Debatte sowie die darauffolgenden wechselseitigen Angriffe unter sich als feministisch positionierenden Akteur*innen analytisch zu durchdringen (III).

2 Vgl. Christiane Hoffmann u.a.: »Ich möchte nicht deine Erbin sein», in: *Der Spiegel*, 2016, 3, S. 30-33; ausführlich s. Abschnitt III.

3 Sowohl »Emma« als auch »Courage« erscheinen mit jeweils variierenden Untertiteln, weshalb ich aus Gründen der Übersichtlichkeit auf die Nennung der Untertitel in den Literaturangaben verzichte.

4 Katharina Lux hat bereits darauf hingewiesen, dass der Konflikt mit Blick auf divergierende Öffentlichkeitskonzepte theoretisch fruchtbar gemacht werden kann. Außer Acht bleibt dabei allerdings, dass die zutage trenden Widersprüche weit über die 1970er Jahre hinaus relevant bleiben. Vgl. dies.: Von der Produktivität des Streits – Die Kontroverse der Zeitschriften *Courage*, *Die Schwarze Botin* und *Emma*. Überlegungen zur Konfliktgeschichte der Frauenbewegung, in: *Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung* 35, 2017, 1, S. 31-50.

I. Welche feministische (Gegen)Öffentlichkeit?

Ein Modell feministischer Öffentlichkeit ist nicht jenseits seines grundlegend oppositionellen Charakters zu begreifen. Und so war und bleibt der Begriff der *Gegenöffentlichkeit*, der seine Karriere im Zusammenspiel von Neuen Sozialen Bewegungen und sozialphilosophischer Kritik an Jürgen Habermas' Habilitationsschrift angetreten hatte,⁵ für feministische, Frauen- und Lesbenbewegungen von zentraler politischer Bedeutung. Zugleich hat man sich aus sozial-, literatur- und kommunikationswissenschaftlicher Perspektive um die theoretischen Verdichtung und empirisch-analytische Operationalisierbarkeit des Begriffs bemüht.⁶ Dennoch ist die Kategorie der *Gegenöffentlichkeit*, spiegelbildlich zu ihrem Korrelat *der Öffentlichkeit*, stets eine etwas »konfuse« Größe geblieben.⁷ Trüb ist die Bedeutung des Begriffs also freilich nicht erst seit dessen Um(be)wertung, die sich in den vergangenen Jahren im wissenschaftlichen wie im publizistischen Gebrauch vollzogen zu haben scheint: von einer im emphatischen Sinne als emanzipatorisch verstandenen, die gesellschaftliche Kommunikation erweiternden und so letztlich demokratiestärkenden Instanz hin zu einer die Prozesse der politischen Meinungsbildung untergrabenden, also demokratiefeindlichen Größe.⁸ Mit Blick auf den feministischen Diskurs gründet sich die

5 Vgl. Karl-Heinz Stamm: Alternative Öffentlichkeit. Die Erfahrungsproduktion neuer sozialer Bewegungen, Frankfurt a.M. 1988.

6 Vgl. Nancy Fraser: Rethinking the Public Sphere. A Contribution to the Critique of Actually Existing Democracy, in: Social Text, 1990, 25/26, S. 56-80; Michael Warner: Publics and Counterpublics, New York 2002; Ulla Wischermann: Frauenbewegungen und Öffentlichkeiten um 1900. Netzwerke, Gegenöffentlichkeiten, Protestinszenierungen, Königstein 2003; Jeffrey Wimmer: (Gegen-)Öffentlichkeit in der Mediengesellschaft. Analyse eines medialen Spannungsverhältnisses, Wiesbaden 2007; Elisabeth Klaus, Ricarda Drücke: Öffentlichkeit und Privatheit. Frauenöffentlichkeiten und feministische Öffentlichkeiten, in: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, hg. v. Ruth Becker, Beate Kortendiek, 2., erweiterte u. aktualisierte Auflage, Wiesbaden 2008, S. 237-244.

7 Jürgen Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Mit einem Vorwort zur Neuauflage 1990, 15. Auflage, Frankfurt a.M. 2018 [1962], S. 54.

8 Vgl. z.B. Thomas Pfeiffer: Gegenöffentlichkeit und Aufbruch im Netz. Welche strategischen Funktionen erfüllen Websites und Angebote im Web 2.0 für den deutschen Rechtsextremismus?, in: Strategien der extremen Rechten. Hintergründe – Analysen – Antworten, hg. v. Stephan Braun u.a., 2., aktualisierte u. erweiterte Auflage, Wiesba-

begriffliche Unklarheit zuvorderst in einer *mehrdimensionalen antagonistischen Grundstruktur*.

Erstens verhält sich das Modell feministischer (Gegen)Öffentlichkeit antagonistisch zu der von Jürgen Habermas beschriebenen – zwar idealtypischen, aber nichtsdestoweniger wirkmächtigen – Kategorie bürgerlicher Öffentlichkeit moderner westlicher Gesellschaften, die *konstitutiv* maskulin markiert ist und jenseits paternalistischer Herrschaftsformen patriarchal bzw. fraternal strukturiert bleibt.⁹ In Auseinandersetzung mit diesem Modell hat die kommunikations- und sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung dagegen Kommunikationsräume untersucht, in denen ausschließlich Frauen zusammenkamen bzw. -kommen, und diese als Interessenartikulation ermöglichte sowie maßgeblich am gesellschaftlichen Selbstverständigungsprozess beteiligte ›Frauenöffentlichkeit(en)‹ gedeutet.¹⁰ Als an diese kommunikativen Praxen anknüpfend sind auch die Räume und Foren – Selbsterfahrungsgruppen, Frauenzentren und -buchläden – der in den 1970er Jahren an Dynamik aufnehmenden Neuen (Deutschen) Frauenbewegung zu deuten, in die sich Frauen gezielt aus der männlich dominierten Öffentlichkeit zurückzogen. Die Akteur*innen der Neuen Frauenbewegung hoben so auch darauf ab, dass Öffentlichkeit kein neutraler Raum ist, der von mit sich selbst identischen Individuen betreten werden kann und muss, sondern umgekehrt einen zentralen Ort und Modus für die Herausbildung und Inszenierung sozialer, kultureller und insbesondere geschlechtlicher

den 2016, S. 259–286. In seiner Promotionsschrift von 2007 negiert Wimmer den Gegenöffentlichkeitscharakter recht(sextrem)er Foren und Medien, da diesen der »emanzipatorische[] und demokratiestärkende« normative Anspruch abgehe. Ders. [Anm. 6], S. 166 [Hervorhebung im Original]. Fraser betont dagegen, dass einzelne Gegenöffentlichkeiten zwar antidemokatisch und -egalitär strukturiert sein können, sie in ihrem antagonistischen Charakter aber nur als Reaktion auf die Ausschlussmechanismen einer dominanten Öffentlichkeit zu begreifen seien und somit insgesamt stets diskurs- und demokratiestärkend wirken. Vgl. dies. [Anm. 6], S. 67.

9 Vgl. Fraser [Anm. 6]; Carole Pateman: *The Disorder of Women. Feminism and Political Theory*, Cambridge/UK, Oxford 1989, v.a. S. 33–57. Zur Rückbindung des Begriffs des Politischen an den Bruder vgl. Jacques Derrida: *Politik der Freundschaft*, 5. Auflage, Frankfurt 2018 [1994].

10 Vgl. Klaus, Drückecke [Anm. 6], S. 238f.; Elisabeth Klaus: Das Öffentliche im Privaten – Das Private im Öffentlichen. Ein kommunikationstheoretischer Ansatz, in: Tabubruch als Programm. Privates und Intimes in den Medien, hg. v. Friederike Herrmann, Margaret Lünenborg, Opladen 2001, S. 15–35, hier: S. 27–29.

Identitäten darstellt.¹¹ Unberührt vom Konstrukt der ›Frauenöffentlichkeit‹ im engeren Sinne bleibt letztlich jedoch nicht nur das Modell bürgerlicher Öffentlichkeit, sondern auch die damit verbundene essentialistische Geschlechterdichotomie.

Zweitens und unlösbar an den ersten Punkt gekoppelt steht die feministische Öffentlichkeit in Opposition zur Komplementärsphäre der bürgerlichen Öffentlichkeit, der Privatheit. An dieser Stelle verkomplizieren sich die Kategorien jedoch schon weiter, werden in sich widersprüchlicher. Denn einerseits blieben Frauen *qua* Geschlecht aus den Bereichen und Diskursen bürgerlicher Öffentlichkeit ausgeschlossen und markierten in der Sphäre des Häuslichen und Privaten das konstitutiv Andere eines Modells, das nicht nur als vergeschlechtlicht, sondern auch als heteronormativ strukturiert zu beschreiben ist.¹² Auf die Ergebnisse der feministischen politischen Theorie reagierend räumt daher auch Habermas im Vorwort zur Neuauflage von 1990 ein, die »strukturbildende Kraft« des Ausschlusses der Frauen für die Herausbildung bürgerlicher Öffentlichkeit verkannt zu haben.¹³ Habermas' Neubewertung führt allerdings nicht weit genug. Schließlich fiel und fällt, andererseits, im Bereich des Häuslichen die soziale und generative Reproduktion jener Privatleute, die sich *qua* »Öffentlichkeit zum Publikum der Staatsbürger« zusammenschließen sollten – kurz: die Reproduktion der bürgerlichen Gesellschaft als solcher –, zu großen Teilen in den symbolischen und manifesten Zuständigkeitsbereich der Frau.¹⁴ Unter Berücksichtigung der »ökonomischen, öffentlichen und staatlichen Interessen an der [...] Reproduktion des Bürgertums selbst« kann folglich keineswegs die Rede davon sein, dass der spätestens seit dem 18. Jahrhundert der Frau zugewiesene Bereich von Familie und Haushalt jemals ausschließlich oder auch nur vorrangig *privat* gewesen sei.¹⁵ Gleichwohl stellte sich im Kontext der Neuen Frauenbewegung – entgegen ihres prominenten, als öffentliche *Gegenthematisierung* zu begreifenden Slogans – schnell Ernüchterung darüber ein, dass längst nicht alles ›Private‹

11 Vgl. dazu auch Fraser [Anm. 6], S. 68.

12 Vgl. Gundula Ludwig: Das »liberale Trennungsdispositiv« als staatstragendes Konstrukt. Eine queer-feministische hegemonietheoretische Perspektive auf Öffentlichkeit und Privatheit, in: Politische Viertelsjahrsschrift 57, 2016, 2, S. 193-216.

13 Habermas [Anm. 7], S. 19.

14 Ebd., S. 25.

15 Alex Demirović: Hegemonie und das Paradox von privat und öffentlich, in: Transversal Texts vom Juni 2004, <https://transversal.at/transversal/0605/demirovic/de> (zuletzt 03.11.2020).

eo ipso politisch wird oder gar emanzipatorisch wirken kann, sobald es denn nur ›öffentlich‹ ist.¹⁶

Drittens verhält sich das Modell feministischer Öffentlichkeit mit Blick auf seine (begriffliche) Genese in den 1970ern nicht nur oppositionell zur bürgerlichen Öffentlichkeit, sondern insbesondere auch zur – ihrerseits auf ›alternative‹ bzw. ›radikale‹ Öffentlichkeit ziellenden – kulturrevolutionären Student*innenbewegung. Als autonom, so die häufige Selbstbeschreibung, wollten sich die stetig anwachsenden und diversifizierenden Frauengruppen, -projekte und -zentren bekanntmaßen zuvorderst von den männlich dominierten linken Partei- und Bewegungszusammenhängen verstanden wissen.¹⁷ Zuletzt hat sich seither jedoch, viertens, vor allem ein Verständnis feministischer Öffentlichkeit etabliert, das im engeren Sinne Öffentlichkeitsstrategien in Form (publizistischer) Medienpraxen und -praktiken meint, die darauf abzielen, ein den männlichen Herrschaftszusammenhang stützendes Mediensystem sowie seine als »Malestream« begriffenen Inhalte anzugreifen.¹⁸

Aus dieser teils widersprüchlichen antagonistischen Grundstruktur folgt zweierlei: Zum einen eignet sich der Begriff der feministischen (Gegen)Öffentlichkeit nicht dazu, eine diskrete kommunikative Sphäre oder definierbare Reihe von Praktiken zu beschreiben, sondern muss vielmehr als *symbolisches Ordnungsschema* verstanden werden. In diesem Sinne kann der Begriff der feministischen Öffentlichkeit – auch wenn auf der Mikroebene im Einzelnen sicherlich von ›alternativen‹ Praktiken gesprochen werden kann – nicht von seiner Funktion als politischer Kampfbegriff gelöst werden. Als solcher zielt er gerade darauf ab, sichtbar zu machen, dass der öffentliche Diskurs immer schon *durchmachtet* gewesen ist – und nicht erst seit dem späten neunzehnten Jahrhundert, wie Habermas suggeriert. Gleichzeitig, das ist das Paradox, wird zumeist an der ›operativen Fiktion‹ (Luhmann) festgehalten, eine durch gleichberechtigte Teilhabe hervorgebrachte und von selbiger getragene Öffentlichkeit *sei* möglich. Vor allem muss aus der mehrdimensionalen antagonistischen Grundstruktur feministischer Öffentlichkeit aber folgen, dass diese selbst ein höchst umstrittenes diskursives Feld darstellt. Im Streit liegt

¹⁶ Vgl. Regina Dackweiler, Barbara Holland-Cunz: Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 14, 1991, 30/31, S. 105-122, hier: S. 113. Zum Begriff der Gegenthematisierung vgl. Wimmer [Anm. 6], S. 157.

¹⁷ Vgl. Dackweiler, Holland-Cunz [Anm. 16], S. 105f.

¹⁸ Vgl. Feministische Medien. Öffentlichkeiten jenseits des Malestreams, hg. v. Lea Sus Michel u.a., Königstein/Taunus 2008.

das Modell feministischer Öffentlichkeit nicht nur mit seinen jeweiligen konstitutiven Gegenelementen, sondern aufgrund von deren Instabilität bzw. Widersprüchlichkeit zwangsläufig auch mit sich selbst.

Die Mittel der Polemik, deren Kraft sich ja gerade aus der aggressiven Gegenüberstellung von Normensystemen speist, scheinen dabei zentrale wie zweckmäßige Instrumente und Katalysatoren jener Konflikte zu sein, die einerseits in der Öffentlichkeit, insbesondere aber *um* die Formen ebendieser Öffentlichkeit ausgetragen werden. Für feministische Debatten muss die Polemik dennoch ein zweischneidiges Schwert bleiben. Schließlich wird die aggressive Rede und der intellektuelle wie psychische Lustgewinn an derselben von einer Sprecherposition [sic!] beansprucht, die nach wie vor als männlich markiert gilt. In dem über 200 Texte und 270 Publikationsjahre umfassenden Korpus polemischer Texte, den Walther Dieckmann seiner linguistischen Studie zugrunde legt, finden sich so etwa sage und schreibe vier Texte von weiblicher Autor*innenschaft – wobei drei dieser Texte bezeichnenderweise aus »Emma« bzw. von deren Herausgeberin Schwarzer stammen.¹⁹ In der Aneignung der polemischen Sprecher*innenposition kann allerdings in dem gleichen Maße ein subversives Moment liegen wie, das ist nachfolgend zu zeigen, damit die Perpetuierung vorherrschender und repressiver Debattenstrategien einhergehen kann.

II. »Emma«, »Courage« und »Die Schwarze Botin«

Feministische Medien – hier kurz für Medien- und Publizistikkritik einerseits sowie publizistische und mediale Praxen andererseits – sind sicherlich nicht alleinige, aber überaus zentrale Schauplätze und Werkzeuge jener polemischen Auseinandersetzungen um feministische Öffentlichkeit. Als prominentestes Beispiel im deutschsprachigen Raum kann wohl jener Konflikt gelten, der sich in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre um die etwa zeitgleiche Erstveröffentlichung dreier dezidiert feministischer Zeitschriften – »Emma«, »Courage« und die »Die Schwarze Botin« – entfacht.

Im Herbst 1976, noch bevor die erste Ausgabe von »Emma« im Januar 1977 bundesweit erstmalig erscheint, erreicht ein Rundschreiben alle Frauenzentren und -projekte, die jüngst aus der autonomen Frauenbewegung hervor-

19 Vgl. Walther Dieckmann: Streiten über das Streiten. Normative Grundlagen polemischer Metakommunikation, Tübingen 2005.

gegangen waren. Die Autorinnen des Rundschreibens mit dem Titel »Aufruf zum Informationsboykott« sind Gabriele Goettle und Brigitte Classen, zu diesem Zeitpunkt Herausgeberinnen des Magazins »Die Schwarze Botin«. »Die Schwarze Botin« (1976-1987) versteht sich als Avantgarde-Publikation, die materialistische Ideologiekritik mit poststrukturalistischer Sprachkritik sowie Vorab- und Nachdrucke literarischer Texte mit einer unnachgiebigen Kritik am Zeitgeschehen, an der Neuen Linken im Allgemeinen und der bundesdeutschen Neuen Frauenbewegung im Besonderen verbindet.²⁰ Gemeinsam mit Unterstützer*innen wie in den jüngst gegründeten Frauenbuchhandlungen engagierten Akteur*innen appellieren Goettle und Classen im Herbst 1976 an »alle Frauengruppen, Zentren und einzelne Frauen [...], keinerlei Materialien, Adressen, Aktivitäten und Gelder für EMMA, sprich Alice Schwarzer zur Verfügung zu stellen.«²¹ Der Boykottaufruf wird daraufhin in Auszügen von »Courage« verbreitet, der ersten bundesweit in großer Auflage erscheinenden feministischen Zeitschrift, deren Testausgabe im Juni 1976 erschienen war und die bis 1984 in monatlichen, zuletzt in wöchentlichen Ausgaben an West-Berliner Kiosken sowie in linken und Frauenbuchhandlungen in Westdeutschland verkauft wird. Vorausgegangen waren dem Boykottaufruf wiederum diverse Rundschreiben aus der Feder Alice Schwarzers und Planungstreffen um selbige, die darauf zielten, Informationen, Kontakte und finanzielle Mittel für »Emma« zusammenzutreiben – ebenfalls als überregionale, allerdings professionell produzierte Publikation projektiert –, die vor allem noch nicht in der Frauenbewegung aktive Leser*innen erreichen soll.²² In

20 Goettle und Classen betreuen »Die Schwarze Botin« bis 1980 redaktionell und als Herausgeberinnen. Nach einer zweijährigen Pause erscheint die Zeitschrift bis 1987 unter Redaktion von Classen, Branka Wehowski, Elfriede Jelinek und Marie-Simone Rollin; als Verlegerin fungiert Marina Auder. Vgl. Katharina Lux: Wider die Gewalt des Positiven. Die Zeitschrift »Die Schwarze Botin«, in: Eurozines vom 19.05.2016, <https://www.europazine.com/wider-die-gewalt-des-positiven/> (zuletzt 03.11.2020); Vojin Saša Vukadinović: From West-Berlin Without Love: The Magazine *Die Schwarze Botin* and the Promise of Revolution, in: Sexual Culture in Germany in the 1970s. A Golden Age for Queers?, hg. v. Janin Afken, Benedikt Wolf, Cham 2019, S. 161-192; Die Schwarze Botin. Ästhetik, Kritik, Polemik, Satire 1976-1980, hg. v. Vojin Saša Vukadinović, Göttingen 2020.

21 Gabriele Goettle, Brigitte Classen zit. n.: N.N.: Konflikt um Alice Schwarzers neue Zeitung »Emma«, in: Courage, 1976, 3, S. 42. Der Boykott-Aufruf wird in Gänze erneut abgedruckt als: Das Emma-Projekt. Aufruf zum Boykott, in: Protokolle. Informationsdienst für Frauen, 1977, 11/12, S. 8-9.

22 Vgl. N.N.: Frauenpresse. Kampf um Emma, in: Der Spiegel, 1976, 49, S. 219-221.

den Erinnerungen der »Courage«-Redakteur*innen klingt an, dass die erste Ausgabe auch den Zweck erfüllen sollte, Schwarzer mit diesem Vorhaben zuvorzukommen.²³ Die Initiator*innen des Informationsboykotts begründen ihre Entscheidung nun mit den folgenden Worten:

A. Schwarzer hat offensichtlich schon seit langem die Frauenbewegung gepachtet, bzw. sie laut *Stern* sogar aufgebaut. Solidarität der Frauenbewegung kann es nur geben, wenn die Frauen auch bereit sind, sich solidarisch gegen Frauenprojekte zu stellen, die der Frauenbewegung durch ihr männlich-kapitalistisches Marketing schädlich sind. Aus der *Gallionsfigur* der Frauenbewegung wird im Handumdrehen die Besitzerin des ganzen Schiffes, das seinen Weg in den Hafen kapitalistischer Prinzipien dann scheinbar von selbst findet.²⁴

Etwa zeitgleich erscheint die erste Ausgabe der »Schwarzen Botin«, in der das von Schwarzer geplante Projekt unter dem Titel »Im Januar sollen 200 000 Frauen penetriert werden« erneut spöttisch angegangen wird.²⁵ Als quasi-patriarchale Institution verdächtig – und verächtlich – gemacht hatte sich Schwarzer in den Augen der »Schwarzen Botin« aber nicht nur aufgrund ihrer professionellen und prominenten Position im System publizistischer Öffentlichkeit sowie fehlender Berührungsängste mit den als »Männerpresse« apostrophierten Printmedien und deren Verwertungslogiken. Für Empörung innerhalb der Frauenbewegung hatte vor allem ein Beratungsgespräch gesorgt, das in der Planungsphase von »Emma« zwischen Schwarzer und Hans Huffzky – bei Gruner + Jahr verantwortlich für eine Reihe traditioneller Frauenzeitschriften wie »Brigitte« und »Constanze« – stattgefunden hatte.²⁶ Zentraler für den verbalen Angriff auf Schwarzer, die mit ihrer Zeitschrift »von Frauen für Frauen« die »Frau[] schlechthin« erreichen will, ist je-

23 Gisela Notz: Courage – Wie es begann, was daraus wurde und was geblieben ist, in: Als die Frauenbewegung noch Courage hatte. Die »Berliner Frauenzeitung Courage« und die autonomen Frauenbewegungen der 1970er und 1980er Jahre. Dokumentation einer Veranstaltung am 17. Juni 2006 in der Friedrich-Ebert-Stiftung, Berlin, hg. v. ders., Bonn 2007, S. 23–56, hier: S. 28.

24 Goettle, Classen [Anm. 21].

25 N.N.: Im Januar sollen 200 000 Frauen penetriert werden, in: Die Schwarze Botin, 1976, 1, S. 36–37.

26 Vgl. Karin Huffzky: Offener Brief, in: Courage, 1977, 1, S. 53–54. »Die Schwarze Botin« spielt auf dieses Treffen an, wenn sie spöttelt, »[d]ie »Constanze« hatte doch scheenere Themas als »emma«« (N.N. [Anm. 25], S. 37).

doch der Vorwurf, dass letztere unter dem Deckmantelchen universalistischer Frauensolidarität tatsächlich misogynie Geschlechterbilder untermauere.²⁷ In den Worten der »Schwarzen Botin«, die im Vorwort zur ersten Ausgabe das polemische Sprechen zum Programm erhoben hatte,²⁸ klingt das dann so:

Was die Zielgruppe Frauen betrifft, so zweifeln wir zwar nicht an der Zurechnungsfähigkeit der rechnungsfähigen Frau S., sind aber doch seltsam beeindruckt, daß die Nachfrage der Zielgruppe, [sic!] dem Angebot insofern nicht entspricht, als es sie gar nicht gibt. Der Jargon, dessen Frau S. sich befleißigt, ließ uns dann vermuten, es handle sich bei der Zielgruppe vorwiegend um Frauen der Leichtlohngruppen, Büro-Teilzeitkräfte, Stripeteasetänzerinnen und verehelichte Hausangestellte. Da sie aber ausdrücklich betont, es handle sich um »Frauen schlechthin« sind wir zu der Überzeugung gekommen, daß Frau S. sich auf ihre natürliche Begabung zur Geschmeidigkeit verläßt und bestrebt sein wird, alle Frauen, seien sie nun in Leichtlohngruppen oder Befreiungsgruppen, gleichermaßen zufrieden zu stellen, was uns bei 200 000 Exemplaren Auflage auch unvermeidlich scheint.²⁹

Zwar hat Lux zweifellos Recht, dass die Polemik der »Schwarzen Botin« auch auf Kosten real existierender »Frauen der Leichtlohngruppen« geht, denen sie das Potential zur kritischen Reflexion des Angebots der – betont nur mit spitzen Fingern angefassten – »Frau S.« vollends abspricht.³⁰ Neben dieser Überheblichkeit drückt die Passage vor allem aber ein grundsätzliches Misstrauen gegen das vermeintlich emanzipatorische Kollektivsubjekt ›Frau< einerseits und jede Form ökonomisierter Medienöffentlichkeit andererseits aus. Die Gefahr, die der »Schwarzen Botin« zufolge von Schwarzer bzw. der mit dieser

27 Alice Schwarzer zit. n. N.N.: Berufliches: Alice Schwarzer, in: Der Spiegel, 1987, 32, S. 124. Der Untertitel von »Emma« lautet bis einschließlich 1992 »Zeitschrift von Frauen für Frauen«.

28 Wörtlich heißt es dort: »Die Schwarze Botin versteht sich als Satirikerin, damit ist sie unversöhnlich mit dem jeweiligen Objekt ihrer Satire: Humor geht ihr völlig ab.« Da dieser programmatiche Ansatz für sehr unterschiedliche Textsorten in Anspruch genommen wird, schlage ich vor, mit Blick auf die Gesamtheit dieser Texte in einem etwas allgemeineren Sinne von polemischer Rede zu sprechen (N.N.: Schleim oder Nichtschleim, das ist hier die Frage. An Stelle eines Vorworts, in: Die Schwarze Botin, 1976, 1, S. 4-5, hier: S. 5).

29 N.N. [Anm. 25], S. 36.

30 Vgl. Lux [Anm. 4], S. 43.

identisch gesetzten »Emma« ausgehe, liegt dann in der ›geschmeidigen‹ Vereinigung beider Elemente zur ›Frauenöffentlichkeit‹, die drohe, auch radikale Tendenzen frauenpolitischen Engagements ihres Inhalts zu entleeren. Fraglich bleibt jedoch, ob es der Pose absoluter Verweigerung durch »Die Schwarze Botin« sonderlich gut zu stehen kommt, dass sich die Herausgeber*innen bei ihrer Agitation gegen »Emma« auf eine ebenso mit Argwohn betrachtete Bewegungsöffentlichkeit bzw. deren Informationskanäle verlassen, die doch ihrerseits durch den »klebrige[n] Schleim weiblicher Zusammengehörigkeit« zusammengehalten würden.³¹ Mit der Zusammenarbeit ist es dann ohnehin schnell wieder vorbei: Hatte sich die »Courage« in ihrer dritten Ausgabe 1976 noch an die Seite von Goettle und Classen gestellt, um den befürchteten Ausverkauf der Frauenbewegung durch Schwarzers »Emma«-Projekt anzuprangern, wird »Die Schwarze Botin« schon in der darauffolgenden »Courage«-Ausgabe einer scharfen Kritik unterzogen. Mit ihrer als Radikalität getarnten »selbstzufriedene[n] Arroganz« und dem »Spaß an der Polemik« fördere »Die Schwarze Botin« genau jenes »banale[] Denken«, das sie selbst zu bekämpfen vorgebe.³² Dabei verkürze »Die Schwarze Botin« nicht nur eine heterogene politische Bewegung auf die »Gefühlsduselei« des durchaus als fragwürdig zu bewertenden ästhetischen Programms *Neuer Weiblichkeit*.³³ Mehr noch, die »Schwarzen Botinnen, die nicht müde werden, Radikalität und Kompromisslosigkeit des Denkens zu fordern«, hätten, so die Autorin der Rezension selbst scharfzüngig, »offenbar [über eines] noch nicht nachgedacht«: Ein kritisches Denken, das sich konsequent weigere *mitzuteilen* und *zu vermitteln*, sei letztlich kein kritisches Denken.³⁴

Genau diese Emphase respektive Verweigerung der Vermittlungsfunktion von Kritik muss auch auf das jeweilige Verständnis feministischer Öffentlichkeit übertragen werden. Wo für »Die Schwarze Botin« feministische *Ge-gen*öffentlichkeit einer grundsätzlichen Absage an ein – unhintergehbar in ei-

31 N.N. [Anm. 28], S. 4.

32 Irmela von der Lühe: Ist das Banale krumm? Die schwarze Botin, in: Courage, 1976, 5, S. 53-54.

33 Ebd., S. 53. Die Neue Weiblichkeit gilt als (literarische) Gegenbewegung zur Neuen Innerlichkeit der späten 1960er und 70er Jahre. Die Autor*innen proklamierten eine genuin ›weibliche‹ Sexualität, Sprache und Ästhetik, die es nach dem Abstreifen männlicher Denkmuster (wieder) zu entdecken galt. Verena Stefans Bestseller »Häutungen« (1975) wurde als programmatischer Text für die Aufwertung ›weiblicher‹ Hypersubjektivität gelesen.

34 Von der Lühe [Anm. 32], S. 54.

nen misogynen sozioökonomischen Kontext eingelassenes – Modell von Öffentlichkeit gleichkommen muss, also konzeptionell vielmehr als *anti-öffentlich* zu greifen ist, versteht sich »Courage« als Vermittlungsinstanz zwischen den Informations- und Kommunikationskanälen der Neuen Deutschen Frauenbewegung im engeren Sinne und dem breiteren Raum gesellschaftlicher Verständigung *unter Frauen*. In der Frage, welches Publikum angesprochen werden solle, unterscheidet sich »Courage« also kaum von »Emma«. Auch »Courage« will sich als »Medium von Frauen für Frauen« verstanden wissen und erklärt es für unerlässlich,³⁵ Frauen anzusprechen, »die noch nicht aktiv in der Bewegung sind, aber doch ihre Situation ändern wollen.«³⁶ Anders als für »Emma«, die im Namen von Professionalität und Vermarktbarkeit antritt, kann diese Vermittlungsleistung im Verständnis der »Courage« aber nicht durch Annäherung an die Produktions- und Distributionsbedingungen einer professionalisierten Medienöffentlichkeit erreicht werden. Ähnlich den meisten Frauenbuchladen-Akteur*innen will sich »Courage« mehr als basisdemokratisches Kollektiv und »lernende Organisation«, denn als professionelle Redaktion verstanden wissen.³⁷ Der Vermittlungsfunktion feministischer Öffentlichkeit gerecht zu werden, setzt im Verständnis der »Courage« darüber hinaus eine programmatiche *Zugänglichkeit* und *Transparenz* voraus – unter diesen Schlagworten lassen sich die häufig wenig abstrakte Sprache, öffentlich zugängliche Redaktionssitzungen, die Offenlegung von Produktions- und Vertriebskosten sowie regelmäßige Gastbeiträge subsumieren. Wie »Emma« will sich »Courage« dadurch auch als *dezentrales Organ* der Frauenbewegung verstanden wissen, wobei sich die auf antiautoritäre und partizipative Praxen bauende Vorstellung von Dezentralität natürlich konträr zum liberalen Verständnis Schwarzers verhält – Redaktionsentscheidungen galten für diese ausdrücklich vor der Einflussnahme einzelner Frauen(gruppen) zu schützen; das Angebot, bei »Courage« miteinzusteigen, soll sie unter Verweis auf die Vorzüge des Wettbewerbs abgelehnt haben.³⁸

»Die Schwarze Botin« wiederum wittert bei »Courage« einen quasi-pädagogischen Ansatz, der ihr aufstoßen muss: Tatsächlich sei »Courage« nicht allgemeinverständlich, sondern verordne »ihren angeblich empfindlichen Le-

35 N.N.: In eigener Sache, in: *Courage*, 1976, 0 [Testnummer], S. 1.

36 N.N.: In eigener Sache. Autonomie und Konkurrenz, in: *Courage*, 1976, 2, S. 1.

37 Notz [Anm. 23], S. 38.

38 Vgl. N.N. [Anm. 22], S. 221; Notz [Anm. 23], S. 28; Lux [Anm. 4], S. 41.

serinnen geistige Schonkost«, so die Replik auf die oben zitierte Rezension.³⁹ Der eigentliche Ausdruck von Arroganz und Verachtung anderer Frauen sei dabei der Versuch, Inhalt und Sprache mit einer bestimmten Idee von den eigenen Leser*innen in Einklang zu bringen: »frauenspezifische[s] Zuschneiden von Inhalten zu leicht verständlichen Artikelchen«.⁴⁰

Der Konflikt zeigt deutlich, dass feministische Öffentlichkeit kein homogener kommunikativer Raum ist, sondern selbst ein höchst umstrittenes diskursives Feld öffentlicher Meinung. Dabei war es *gerade* die Herausbildung verschiedener Öffentlichkeitsmodelle, die mit für die Frauenbewegung unangenehmen Fragen nach ökonomisch, sozial und intellektuell bedingten Vormachtstellungen und Vertretungsansprüchen in eins fiel. Von der breiteren Öffentlichkeit – in Gestalt etablierter Printmedien – wurden die Richtungsstreits, die als »Kampf um Emma« öffentlich sichtbar wurden, dabei immer wieder und scheinbar nicht ohne Genugtuung aufgegriffen und als Frauenfehden im »Tante-Emma-Laden für Gesinnungen« verspottet und so letztlich entpolitisiert.⁴¹ Eine Aporie, die sich, meine ich, spiegelbildlich oftmals auch in der rückblickenden (feministischen) Einordnung der Konflikte niederschlägt. So erscheint es doch ebenso fragwürdig, mit Blick auf die Auseinandersetzungen der 1970er auf eine »Produktivität des Streits« oder gar »Einigkeit in Differenz« zu schließen – haben wir es doch in großen Teilen mit unmissverständlichen Gesprächsabbrüchen und hämischen persönlichen Angriffen zu tun.⁴² Fraglich sind solche Einordnungen insbesondere auch deshalb, weil die Meinungskämpfe der 1970er um und in der Öffentlichkeit scheinbar nicht dazu geführt haben, die Heterogenität feministischer Strömungen und Öffentlichkeitsmodelle einem breiteren Raum gesellschaftlicher Verständigung vermittelbar zu machen – in der nachkriegsdeutschen kulturellen Imagination standen und stehen Schwarzer und »Emma« vielmehr für den bundesdeutschen Feminismus als solchen.⁴³

39 N.N.: Daß schädlich auch ein Denken ist, das sich selbst aus der Reflektion ausnimmt, in: Die Schwarze Botin, 1977, 2, S. 39-40, hier: S. 39.

40 Ebd., S. 40; vgl. Lux [Anm. 4], S. 45f.

41 N.N. [Anm. 22]; N.N.: Feminismus. Emma mit der Dornenkrone, in: Der Spiegel, 1977, 16, S. 174-180, hier: S. 174.

42 Lux [Anm. 4]; Catherine Ley, Katrin Locker, Gregor J. Rehmer: *Courage, Emma und Die Schwarze Botin – Einigkeit in Differenz?*, in: Die Philosophin, 2005, 32, S. 43-58.

43 Vgl. Myra Marx Ferree: *Varieties of Feminism. German Gender Politics in Global Perspective*, Stanford 2012, S. 76.

Der Personalisierung der Neuen Deutschen Frauenbewegung im Allgemeinen und der Identifikation von »Emma« mit Schwarzer im Besonderen hat letztere dabei sicherlich selbst keinen unbeachtlichen Vorschub geleistet – und sich so gleichzeitig zum beliebten Ziel von (teilweise misogynen) *ad feminam*-Angriffen gemacht, die sie stellvertretend für die frauenpolitische Sache als solche oder ein spezifisches Feminismusverständnis trafen und treffen. So kann es wohl als eine Lieblingsdisziplin von »Emma«-Kritiker*innen gelten, Schwarzers Konterfei in und auf dem von ihr herausgegebenen Magazin zu zählen.⁴⁴ Schwarzer selbst scheint zum Start von »Emma« dagegen bemüht, Vorwürfe zu entkräften, nur an der eigenen journalistischen Karriere interessiert zu sein. Künftige Gewinne aus »Emma«, heißt es etwa im Editorial zur ersten Ausgabe 1977, sollen »in andere Projekte von Frauen« investiert werden, »[d]enn Frauen brauchen ganz viele Zeitungen, Verlage, Frauenzentren«.⁴⁵ Ein rund zwanzig Jahre später veröffentlichter Leitartikel liest sich dagegen so: »Nie war die Rede davon gewesen, daß ›überschüssiges Geld‹ von Emma in Frauenprojekte gehen sollte.«⁴⁶ Entscheidend ist, dass solche – möglicherweise strategischen – Schachzüge weder im Widerspruch zu Schwarzers Feminismus- noch zu ihrem Öffentlichkeitbegriff stehen. In Schwarzers Konzeption befürwortet eine »Gleichheitsfeministin«, ein Begriff, den sie synonym mit »Universalistin« verwendet, die uneingeschränkte Chancengleichheit von Frauen und Männern, was explizit potenziell destruktive Praktiken miteinschließt.⁴⁷ »Emma«, so der häufige Vorwurf, könne folglich keine grundlegende Herrschafts- oder Öffentlichkeitskritik leisten, die über die Geschlechterdichotomie hinausgehe – alles, was Männer *qua* sozialer Normen haben und dürfen, erscheine zunächst als erstrebenswert.⁴⁸ Tatsächlich rechtfertigt Schwarzer in diesem Sinne etwa 2007 ihr bezahltes Engagement

44 Vgl. N.N.: »Von Frauen für Frauen«, in: Der Spiegel, 1977, 5, S. 123; Diemut Roether: EMMA – quergelesen, in: Femina Publica. Frauen – Öffentlichkeit – Feminismus, hg. v. Gruppe Feministische Öffentlichkeit, Köln 1992, S. 59–69, hier: S. 66.

45 Alice Schwarzer: Unsere Zeitung, in: Emma, 1977, 1, S. 2.

46 N.N.: Liebe Leserinnen, in: Emma, 1996, 3, S. 2.

47 Alice Schwarzer: Mein Leben in Kürze, in: Alice Schwarzer Website vom 01.03.2010, <http://www.aliceschwarzer.de/artikel/mein-leben-kuerze-264781> (zuletzt 03.11.2020); vgl. die Debatte um den Wehrdienst für Frauen, z.B. dies.: Frauen ins Militär?, in: Emma, 1977, 6, S. 5.

48 Vgl. Roether [Anm. 44], S. 63.

für die »Bild«-Werbekampagne ausschließlich mit den Worten, »dass es nicht schaden« könne, eine Frau in einer solchen Kampagne zu sehen.⁴⁹

Aus dieser politischen Haltung folgt eine starke Affinität zur Etablierung (neuer) repressiver Universalismen, wie sich bereits 1977 exemplarisch in der Debatte um den sogenannten Lohn für Hausarbeit herauskristallisiert. Der Forderung nach Lohn für Hausarbeit zufolge, die international unter sozialistischen Feminist*innen kursierte und kursiert, sollte reproduktive Arbeit entlohnt werden, um nicht weiter als natürlich weiblich zu gelten und Machtverhältnisse zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit sowie zwischen Öffentlichkeit und Privatheit aufzubrechen.⁵⁰ Während »Courage« die Forderung enthusiastisch bejaht, lehnt Schwarzer sie naturgemäß ab – durch die universalistische Linse muss der Eintritt in einen gesellschaftlichen Raum *außerhalb* der privaten Sphäre als einziger legitimer Emanzipationsschritt gelten. Während die Lohn-für-Hausarbeit-These noch heute kontrovers diskutiert wird, weist Schwarzer eine solche innerfeministische Debatte in ihrer Zeitschrift gänzlich zurück. »[F]ür Hausfrauenlohn«, so Schwarzer,

plädieren [...] nicht nur frauenfeindliche Politikerinnen, sondern auch Frauen, die von sich sagen, sie seien Feministinnen. [...] Die »Lohn-für-Hausarbeit-Gruppen« entstanden zunächst in England, Italien, Amerika und wurden eher von Frauen aus der männerbeherrschten Linken angezettelt, [sic!] als von Feministinnen.⁵¹

Bewusst oder nicht verzerrt Schwarzer in dem Meinungsbeitrag die Tatsache, dass die Aktivist*innen explizit Lohn für *Hausarbeit* und nicht für *Hausfrauen* fordern, um anzuzeigen, dass Hausarbeit und Frau-Sein keine identischen Konzepte seien.⁵² Mehr noch aber: Schwarzer spricht den Lohn-für-Hausarbeit-Aktivist*innen das genuin feministische Interesse ab, indem sie gerade ihre Handlungsmacht *als Frauen* infrage stellt – eine rhetorische Strategie, die sich deutlich von der Darstellung Schwarzers als quasi-patriarchalische Institution durch »Die Schwarze Botin« unterscheidet. Nicht nur fehle den Aktivist*innen »das richtige Bewusstsein«, sie seien gerade deshalb

49 Alice Schwarzer: Plakataktion der Bild, in: Alice Schwarzer Website vom 13.01.2007, <https://www.aliceschwarzer.de/artikel/plakataktion-der-bild-264838> (zuletzt 03.11.2020).

50 Vgl. Marx Ferree [Anm. 43], S. 79.

51 Alice Schwarzer: Hausfrauenlohn?, in: Emma, 1977, 5, S. 3.

52 Vgl. Gruppe Lohn für Hausarbeit Berlin: Lohn für Hausarbeit. Offener Brief an Alice, in: Courage, 1977, 6, S. 38-39.

so fehlgeleitet, weil sie von Männern dominiert würden.⁵³ Ebendiese Strategie, bestimmten Akteur*innen das feministisch-politische Anliegen abzusprechen, indem sie – im Rahmen eines diffusen Öffentlichkeitsmodells – gleichzeitig etwa als unterwürfige Opfer patriarchaler Kräfte dargestellt werden, lässt sich vor allem auch in den jüngst prominenten Debatten nachvollziehen.

III. Streit um feministische Öffentlichkeit nach Köln

Diesmal haben wir EMMA fast so viele Überstunden gemacht, wie die Kölner Polizei. [...] Denn im Januar/Februar mutierte die EMMA-Redaktion zum internationalen Auskunftsbüro in Sachen Silvester-Ereignisse. [...] Und [über Alice Schwarzer] brach der Interview-Tsunami herein. Zunächst waren es vor allem Schweizer und Österreicher, die mehr verstehen wollten. Dem folgte [...] ein Gespräch mit Welt-Chefredakteur Ulf Poschardt, das Alice »so richtig Spaß gemacht« hat. Sowie ein spannender Talk bei »Unter den Linden« auf Phoenix [...] und ein Besuch bei »Lanz«. [...] Und dann wurde es eng in der EMMA-Redaktion: TV-Teams aus der ganzen Welt, aus Moskau und New York, Australien und Brasilien, Paris und Rom.⁵⁴

Der Gegenstand, zu dem sich »Emma« und insbesondere Schwarzer als ultimative Deutungsinstanz gegenüber einer breiten Öffentlichkeit und ihren etablierten massenmedialen Formaten inszeniert – mit einem nahezu vergleichbaren Anspruch auf Wahrheitsfindung wie die Kölner Polizei –, hat als *Kölner Silvesternacht* oder schlicht *Köln* Eingang in die öffentliche Debatte gefunden. *Köln* dient als Metonymie für die Ereignisse der Silvesternacht 2015/16, jener Nacht, in der laut Aussagen mehr als 650 Frauen Opfer von Sexualstraftaten geworden waren, wobei die Mehrzahl der Täter vermeintlich aus nordafrikanischen Regionen stammte – zunächst eine Vermutung, die jedoch schnell performativ *als Fakt* in die Debatte eingeschrieben wurde.

In der zweiten Ausgabe von 2016 veröffentlicht »Emma« ein umfangreiches Dossier zum Thema »Silvester & die Folgen«, das auf der Titelseite mit der Schlagzeile »Alice Schwarzer über Silvester: Was geschah wirklich?« beworben wird. Der Jargon dieses Teasers, um die Worte der »Schwarzen Botin«

53 Schwarzer [Anm. 51].

54 N.N.: Über uns, in: Emma, 2016, 2, S. 4.

aufzugreifen, der auf eine verborgene Wahrheit anspielt, die in der breiteren Debatte vermeintlich weitgehend verschwiegen wird, ähnelt dabei einem eher in Boulevardformaten gebräuchlichen sprachlichen Stil. In einem längeren Leitartikel erklärt Schwarzer dann umgehend, was *wirklich* geschehen sei:

Die Mehrheit [der Täter, KK] hatte sich verabredet. Aber wozu? Kein Mensch feiert auf dem öden Bahnhofsvorplatz. [...] Diese Männer hatten sich offensichtlich nicht verabredet, um zu feiern. Sie hatten sich verabredet, um Frauen zu klatschen. Dafür genügt ein halbes Duzend Provokateure und das »arabische Telefon«, Gesinnungsgenossen und Mitläufer, Flüchtlinge oder auch Stammkunden der salafistischen Moschee in Köln-Kalk bzw. der orthodoxen Moschee in Duisburg-Marxloh. Plus frisch Agitierte aus den benachbarten Flüchtlingslagern.⁵⁵

Die These, dass die Täter unmöglich zum Bahnhofsvorplatz gekommen sein können, um dort zu feiern, ist insofern augenscheinlich windschief, als ihre Opfer ebenfalls genau dorthin gekommen waren, um zu feiern. Das Kernargument Schwarzers, warum es kein Zufall gewesen sein könne, dass an diesem Abend so viele Männer in die Kölner Innenstadt gekommen waren, ist allerdings ohnehin ein anderes: Man habe dies schon einmal gesehen, nämlich auf dem Tahrir-Platz in Kairo, Ägypten, der seit der Revolution 2011 immer wieder Schauplatz organisierter Übergriffe auf protestierende Frauen gewesen war. Bereits vier Tage nach Silvester hatte »Emma« den Vergleich zwischen den Ereignissen in Köln und Kairo gezogen und Schwarzer wiederholt ihn mehrfach, etwa in »Der Schock«, einer Textsammlung, die fünf Monate später veröffentlicht wird.⁵⁶ Als Grundlage für diesen reichlich undifferenzierten Vergleich – Schauplätze der Übergriffe in Kairo waren etwa politische Demonstrationen und keine Massenpartys – dienen dabei unverkennbar *ethnisierende Konzeptualisierungen und Figurationen*. Dies wird deutlich, wenn sie im gleichen Leitartikel erklärt: »Auf Arabisch gibt es sogar einen eigenen Begriff für diese Art von Terror gegen Frauen: taharrush gamea [falsche deutsche

55 Alice Schwarzer: Was war da los?, in: Emma, 2016, 2, S. 6-7, hier: S. 7.

56 Vgl. N.N.: Frauen berichten EMMA vom Terror, in: Emma Online vom 04.01.2016, h <https://www.emma.de/artikel/koeln-frauen-berichten-emma-vom-terror-331129> (zuletzt 03.11.2020); Alice Schwarzer: Silvester 2015, Tahrir Platz in Köln, in: Der Schock – Die Silvesternacht von Köln, hg. v. ders., Köln 2016, S. 7-40.

Transkription von *taharrusch dschama'i*, KK]«.⁵⁷ Bei den Wörtern handelt es sich schlicht um den Ausdruck für »gemeinschaftliche Belästigung«, es gibt folglich auch in der deutschen Sprache einen Signifikanten für das semantische Konzept. In Schwarzers Darstellung erscheint diese extreme Form von Gewalt gegen Frauen dagegen nicht nur als *kulturspezifisch*, sondern einem heterogenen, vermeintlich durch die arabische Sprache zusammengehaltenen Raum *immanent*.

Die Einordnung der Silvesterereignisse durch »Emma« bzw. Schwarzer wurde sowohl in etablierten massenmedialen Formaten als auch – wie Journalist*innen und Datenanalyst*innen zusammengetragen haben – in rechtskonservativen und rechtsextremen Medien und Online-Netzwerken als feministisches *Insiderwissen* aufgegriffen und markierte den Auftakt zu einer hitzigen Debatte unter Feminist*innen, die ihrerseits verhältnismäßig große Aufmerksamkeit außerhalb dezidiert feministischer Öffentlichkeitsformen fand.⁵⁸ Um die zur Schau gestellte Deutungshoheit Schwarzers sowie die diskursiven Verbindungslien der Debatte *nach Köln* zu den Streits um feministische Öffentlichkeit der 1970er zu fassen, ist jedoch ein Exkurs nötig, der die Kontinuitäten der von »Emma« genährten Figurationen des *wesenhaft* gewalttätigen muslimischen Mannes nachzeichnet.

Ein Dossier, das 1993 unter dem Titel »Fundamentalismus« veröffentlicht wird, sich faktisch allerdings ausschließlich mit (vermeintlich) islamischem Fundamentalismus befasst, kann hierfür als exemplarisch gelten. Es umfasst ein Plädoyer gegen das Kopftuch, Artikel, die sich mit der politischen Situation in Ägypten und Saudi-Arabien befassen sowie den Bericht einer Frau, die unter der vermeintlich vorsätzlich falschen medizinischen Behandlung eines »Moslems« – auf dessen Religionszugehörigkeit die anonyme Autorin von dessen »starkem Akzent« schließt – gelitten habe.⁵⁹ Das Dossier erscheint besonders anstößig, da es nur zwei Monate nach dem Anschlag von Solingen veröffentlicht wird, bei dem deutsche Neonazis fünf türkische Frauen

⁵⁷ Schwarzer [Anm. 55], S. 6.

⁵⁸ Vgl. Hoffmann u.a. [Anm. 2]; Laura Lucas: Filterblasenschwäche. »Emma« und der Beifall von rechts, in: Übermedien vom 02.07.2018, <https://uebermedien.de/29269/emma-und-der-beifall-von-rechts/> (zuletzt 03.11.2020); vgl. z.B. auch Max Roland: Verdammt, ich verteidige Alice Schwarzer, in: Die Achse des Guten vom 13.05.2019, https://www.a-chgut.com/artikel/verdammt_ich_verteidige_alice-schwarzer (zuletzt 03.11.2020).

⁵⁹ N.N.: Die Visite, in: Emma, 1993, 4, S. 44–45, hier: S. 44.

und Mädchen getötet hatten. Aus diesem Anlass geht dem Dossier ein Beitrag voraus, in dem Schwarzer vorgeblich der Opfer gedenkt, tatsächlich aber das folgende Dossier auf Grundlage universalistischer Prämissen rechtferligt. Wie Leslie A. Adelson zu Recht bemerkt, erfordert dies jedoch solch »discursive acrobatics«, dass Schwarzer ihre universalistische Position letztlich *ad absurdum* führt.⁶⁰ Da die Opfer Frauen waren, sei der Solinger Anschlag keine Manifestation nationalistischer und rassistischer Gewalt gewesen, sondern *geschlechtsspezifischer* Gewalt. Und da Frauen, insbesondere jene vermeintlich muslimisch geprägter Herkunft, *qua* Geschlecht Opfer seien, sind die Täter*innen rassistischer Übergriffe und Morde in Schwarzers Darstellung »nicht immer ›Nazis‹ – es sind Männer, deren Gewaltbereitschaft in der »Porno- und Brutaloproduktion« ihren Ursprung habe.⁶¹ Damit enthistorisiert Schwarzer nicht nur die Genealogie des deutschen Nationalismus und rassistischer Gewalt auf geradezu absurde Weise, sondern enthebt insbesondere deutsche Frauen völlig ihrer nationalen Geschichte. In einer zweiten enthistorisierenden Bewegung suggeriert Schwarzer dann eine Äquivalenz zwischen deutschen Neonazis und »randalierenden Türken«, also jenen Personen, die sich nach dem Anschlag Protesten der migrantischen Gemeinschaft angeschlossen hatten, bei denen es teilweise zu Unruhen gekommen war.⁶² Während muslimische Männer auf der Straße »randalieren« oder die Moschee besuchen, so Schwarzer, »hocken die Frauen in ihren vier Wänden: ein ideales Angriffsziel«.⁶³ Die diskursive Kopplung von Frausein und dem Häuslichen perpetuierend, suggeriert sie so schließlich obszönerweise, dass es nicht rechte Gewalt war, die die fünf Frauen und Mädchen getötet hatte, sondern patriarchalische Strukturen »ihrer« Kultur.

Während vor allem das Fundamentalismus-Dossier seinerzeit von einigen Wissenschaftler*innen kritisiert wurde, erregten »Emmas« frühe Berichte über das islamische Patriarchat kaum die Aufmerksamkeit einer breiteren

60 Leslie A. Adelson: The Price of Feminism. Of Women and Turks, in: *Gender and Germanness. Cultural Productions of Nation*, hg. v. Patricia Herminghouse, Magda Mueller, Providence, Oxford 1997, S. 305-319, hier: S. 308.

61 Alice Schwarzer: Hass, in: *Emma*, 1993, 4, S. 34-35. Bei dem Angriff wurden vierzehn weitere Familienmitglieder teilweise schwer verletzt, darunter Männer und Jungen.

62 Ebd., S. 35.

63 Ebd.

Öffentlichkeit.⁶⁴ Und während das politische und gesellschaftliche Klima der ersten Jahren nach der Wiedervereinigung bekanntermaßen durch rassistische Übergriffe, migrationsfeindliche politische Debatten und eine das bis dahin geltende Asylrecht beschneidende Gesetzgebung gekennzeichnet war, war der Einwanderungsdiskurs noch nicht mit Fragen von sexualisierter Gewalt und Geschlechtergerechtigkeit verwoben.⁶⁵ Genau aus diesem Grund ist es analytisch unpräzise und unproduktiv, anzunehmen, »Emma« bzw. Schwarzer sei *nach Köln* ein weltanschauliches Bündnis mit rechten Kräften eingegangen. Unter universalfeministischen Prämissen hat sich »Emma« binärer Figuren des »orientalischen« Mannes als Täter und der muslimischen Frau als zu rettendes Opfer – Topoi, die aus dem kolonialen Diskurs überliefert sind – bedient, lange bevor diese von rechten Parteien, in prominenten Mediendarstellungen, in politischen Debatten und Gesetzgebung aufgegriffen wurden.⁶⁶ Die eigentümlichen Schnittmengen und wechselseitigen Bezugnahmen unter dem Banner von »Geschlechtergerechtigkeit« zwischen heterogenen medienöffentlichen und politischen Akteur*innen, die *nach Köln* sichtbar geworden waren, müssen folglich vielmehr als *diskursive Konvergenz* begriffen werden. In ihrer umfangreichen Studie argumentiert die Soziologin Sara R. Farris überzeugend, dass eine solche Konvergenz ein Novum des 21. Jahrhunderts darstelle. Obgleich nicht nachdrücklich genug betont werden könne, dass die Interessen der verschiedenen Akteur*innen gänzlich unterschiedliche sein können, dirigiere die *diskursive Visktimisierung* von vermeintlich muslimischen bzw. nichtwestlichen Migrantinnen in der öffentlichen Debatte – *unlösbar* an das Bild des migrantischen Mannes als Unterdrücker gekoppelt – erstere strukturell in den Arbeitssektor sozialer Reproduktion. Mit Blick auf den feministischen Diskurs markiert diese diskursive Konvergenz, so Farris, also einen performativen Widerspruch, der in der Geschichte europäischer feministischer Bewegungen und deren Streben nach Emanzipation von Sorge- und Hausarbeit im *privaten Bereich*

64 Vgl. Adelson [Anm. 60]; Renate Kreile: EMMA und die »deutschen Frauen«. »an's Vaterland, an's teure, schließt euch an...«, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 16, 1994, 35, S. 123-130.

65 In der teilweise von rassistischen Ressentiments geprägten Debatte um die drei Tage vor dem Anschlag von Solingen beschlossene Verfassungsänderung zur Einschränkung des Asylrechts waren sexualisierte Gewalt und Geschlechterrollen, soweit ich sehe, etwa nicht von Belang.

66 Die in Reaktion auf die Kölner Silvesternacht rapide umgesetzte Reform des Sexualstrafrechts enthielt zugleich etwa einen Passus, der das Ausweisungsrecht verschärfte.

wurzelt. Aus dem programmaticischen Vordringen in sämtliche der Sphäre des Öffentlichen zugeschriebenen Gesellschaftsbereiche sei die (weitere) Abwertung eines sich dazu dichotom verhaltenden Konzepts von Privatheit gefolgt, die so *diskursiv* zur Prekarisierung des mit diesem Konzept assoziierten Reproduktionsarbeitssektors beigetragen habe. Farris hebt ferner kritisch den frühen Beitrag zur Ethnisierung der Sexismusdebatte einerseits und der Vergeschlechtlichung des Einwanderungsdiskurses andererseits durch bestimmte europäische Feminist*innen hervor, die paradoixerweise unter Universalismusprämissen (vor)herrschendes diskursives Geschlechterwissen – weibliches Opfer vs. männlicher Unterdrücker – fortgeschrieben hätten.⁶⁷

Auch mit Blick auf »Emma« ist der Diskurs von kulturspezifischem Sexismus unverkennbar mit denselben universalistischen Prämissen verflochten, die dem Modell feministischer Öffentlichkeit zugrunde liegen, für das Alice Schwarzer und ihr Magazin stehen. Während Schwarzer gegensätzliche feministische Tendenzen, wie etwa die Lohn-für-Hausarbeit-Kampagne, aber auch pro-pornographiche Strömungen, pauschal als Differentialismus, liberalfeministisch, Spalter*innentum oder ›männlich dominiert‹ abgestraft hat, ist ironischerweise zu beobachten, dass die von ihr herausgegebene Zeitschrift im Kontext von Einwanderungsdebatten traditionelle Darstellungen von Frauen und weiblichen Körpern als emanzipatorisches Ideal inszeniert. So veröffentlicht »Emma« später im Jahr *nach Köln* eine Titelseite, die eine extrem schlanke Frau zeigt, die mit nacktem Oberkörper und geöffnetem Mund mit zwei kleinen Pistolen zu spielen scheint – Schlagzeile: »Ja, so sieht eine Feministin aus!«.⁶⁸ Neben der Brust der Frau ist ein kleineres Foto einer in einer Burka gekleideten Frau zu sehen, das nonverbal anzeigt, wie eine Feministin *nicht* aussieht. Im Gegensatz zum verschleierten Körper der Frau im kleineren Foto wird der traditionellen Schönheitsstandards entsprechende, hypersexualisierte weibliche Körper zum Symbol der Emanzipation westlicher Frauen.

Nach Köln bleibt die Bildung einer heterogenen antimuslimischen Front unter dem Banner von Frauenrechten nicht unbemerkt von anderen feministischen (Medien)Akteur*innen. So veröffentlicht das 2008 gegründete »Missy Magazine« ebenfalls ein Dossier zur Silvesternacht und der (Medien)Debatte

67 Vgl. Sara R. Farris: *In the Name of Women's Rights. The Rise of Feminationalism*, Durham, London 2017, S. 40-56 und S. 115-119.

68 Emma, 2016, 6.

um selbige. Das »Missy«-Dossier hinterfragt etwa koloniale Bildwelten, die in den gegenwärtigen Einwanderungsdiskurs eingeflossen waren, und kritisiert explizit »Emmas« Silvesternacht-Dossier.⁶⁹ Der Ton der Kritik wird infolge der Veröffentlichung von Schwarzers »Der Schock« schärfer, das im »Missy«-Blog als »Hatespeech im Feminismus-Mantel« rezensiert wird. Ähnlich den Initiator*innen der Kampagnen gegen »Emma« der 1970er Jahre arbeitet sich die Rezensentin darin jedoch zuvorderst polemisch an der Person »A.S.« ab – mit deren Portraitfoto der Blogeintrag versehen ist und deren vollen Namen in den Mund zu nehmen die Verachtung zu verbieten scheint – und verkürzt so, erstens, eine tiefgreifende diskursive Formation auf die Äußerungen einer individuellen, wenn auch prominenten Figur.⁷⁰ Die Autorin verpasst es, zweitens, die Kontinuitäten ebendieser Formation in der Bewegungs- und Diskursgeschichte europäischer Feminismen zu benennen, indem sie suggeriert, Schwarzers Position sei *per se* keine feministische. Darüber hinaus ist »Missy«-Mitbegründerin Stefanie Lohaus neben Aktivist*innen und Journalist*innen wie Anne Wizorek eine der Initiator*innen der (Online)-Kampagne »#ausnahmslos«.

Die »Emma«-Redaktion nimmt die Kritik zum Ausgangspunkt eines polemischen Gegenschlags und greift ihre Kritiker*innen in einem Wortspiel auf die von Wizorek mitgeprägte Selbstbeschreibung der *Netzfeminist*in* als *Hetzfeminist*innen* an. Bemerkenswerterweise wird letztere in diesem Zuge nicht nur plakativ als »Studienabrecherin« diffamiert, sondern unter den Vorzeichen einer evaluativen Mediendifferenz⁷¹ zur Stellvertreterin einer geradezu konspirativ operierenden, elitären Gegenöffentlichkeit stilisiert:

Es gibt eine Welt, in der eine Minderheit agiert und von der die Mehrheit nichts ahnt. Das ist die Welt der so genannten *Netzfeministinnen*. Es ist gar nicht so leicht, sich in dieser Welt zurechtzufinden. Denn dort spricht frau in Dogmen und Rätseln, Sternchen und Unterstrichen. [...] Es ist eine geschlossene und begrenzte Welt. [...] Geht es in dieser kleinen [...] Welt [...] nur um Formalitäten? Oh nein! Es geht auch um Inhalte, um Politik. Es geht um Deu-

⁶⁹ Vgl. Margarita Tsomou: Koloniale Fantasien, in: *Missy Magazine*, 2016, 2, S. 64–65.

⁷⁰ Mithu Sanyal: Hatespeech im Feminismus-Mantel, in: *Missy Magazine* Blog vom 18.08.2016, <https://missy-magazine.de/blog/2016/08/18/hatespeech-im-feminismus-mantel/> (zuletzt 03.11.2020).

⁷¹ Vgl. auch Andrea Schüttens Beitrag in diesem Band.

tungshoheit, nicht nur gegenüber den Medien, sondern auch innerhalb der feministischen Szene.⁷²

Diffus gekoppelt ist die Konzeption der hetzenden und verschwörerischen feministischen Gegenöffentlichkeit, die nicht nur in die feministische Bewegung, sondern auch in »linke und liberale Medien und Partei[en]« hineinwirke,⁷³ dabei an die Idee einer homogenen und von vermeintlichen »Denkverbote[n]« durchsetzten dominanten Öffentlichkeit, vis-à-vis derer sich Schwarzer dann wiederum als Vertreterin eines kritisch-aufklärerischen Feminismus zu inszenieren vermag.⁷⁴ Allein vor dem Hintergrund, dass gerade »Emmas« Hetzféminist*innen-Polemik verhältnismäßig oft in den sozialen Medien geteilt wird,⁷⁵ ist die an eine vermeintliche Mediendifferenz gekoppelte Bestimmung von trennscharfen Öffentlichkeiten einerseits sowie von ›Hetze‹ und legitimer Kritik andererseits natürlich nicht haltbar. Im scharfen Widerspruch liegt dieses Öffentlichkeitsmodell auch mit der in »Emma« selbst nachdrücklich hervorgehobenen Prominenz Schwarzers in der breiteren öffentlichen Diskussion um *Köln*. Nichtdestotrotz oder gerade deshalb scheint das Konfliktarrangement, das Schwarzer bemüht, in der Lage, teils widersprüchliche anti- und postfeministische Topoi und Narrative älteren und jüngeren Datums – die ›dogmatische Emanze‹, die Verschwörungserzählung einer feministischen Elitenbildung oder das Postulat des Vergangenseins des ›Goldenen Zeitalters‹ des Feminismus – zu inkorporieren und für breitere gesellschaftliche Debatten wie auch für reaktionäre Erzählungen anschlussfähig zu machen.

Feministische Differenzen, die sich an *Köln* herauskristallisiert hatten, wurden in der Darstellung dritter etablierter Medienformate dementsprechend auch nicht als politische Konflikte, sondern zuvorderst als *Generationenkämpfe* aufgezogen. Im Rahmen dieses Konfliktarrangements nimmt Schwarzer die Position der »Grande Dame des Feminismus« ein, der »einige junge Feministinnen [...] den Rang abzulaufen [versuchen].⁷⁶ Indem sie sich etwa zynisch nachsichtig mit ihren Kritiker*innen zeigt, die aufgrund ihres Geburtsjahres »bestimmte Dinge nicht mitbekommen« haben könnten, nimmt Schwarzer die Generationenerzählung dabei wiederholt bereitwillig

72 N.N. [Anm. 1], S. 78.

73 Ebd., S. 79.

74 Schwarzer [Anm. 56], S. 24.

75 Vgl. Lucas [Anm. 58].

76 Hoffmann u.a. [Anm. 2], S. 30.

auf.⁷⁷ Die polemische Betonung des Generationenkonflikts und der mit diesem vermeintlich gekoppelten Mediendifferenz verdunkelt dabei den Umstand, dass Schwarzers – unlösbar an ein spezifisches Öffentlichkeitskonzept gekoppelte – universalistische Prämissen immer schon in und durch verschiedene feministische Öffentlichkeiten infrage gestellt wurden. Einerseits scheint die Generationenerzählung somit ihre Position als öffentliche Wotfürherin eines singulären etablierten deutschen Feminismus zu bestätigen. Zugleich nährt Schwarzer damit aber auch gesellschaftliche Narrative, die die Blütezeit feministischer Bewegungen der Vergangenheit anheimstellen und westliche Frauen folglich als *im Großen und Ganzen* emanzipiert darstellen. Bezeichnenderweise fügen sich diese Erzählungen nahtlos in das Postulat der Bedrohung liberaler westlicher Geschlechterverhältnisse durch eine patriarchalisch geprägte *andere* Kultur.

Während der Begriff einer singulären *Gegenöffentlichkeit* aus Perspektive feministischer Kritik letztlich also nicht nur wegen seiner theoretischen und empirisch-analytischen Unschärfe, sondern insbesondere auch aufgrund seiner Anschlussfähigkeit an anti-emanzipatorische Diskurse zu verwerfen ist, ist einem weitergefassten Begriff pluraler feministischer Öffentlichkeiten theoretische und analytische Produktivität einzuräumen. Das hat nicht zuletzt *ex negativo* der streifende Blick auf die Berichterstattung nicht dezidiert feministischer medialer Formate gezeigt, die die hier untersuchten Streits und Polemiken um Formen, Foren und Modi feministischer Öffentlichkeit fortwährend als *›Zickenkriege‹* oder Generationskämpfe entpolitisieren – und somit in gewissem Maße auch *entpolemisiert* – haben.

77 Ebd., S. 32; vgl. auch N.N. [Anm. 1], S. 79 und N.N.: Hetzfeministinnen. Wer ist die Autorin?, in: Emma, 2017, 2, S. 98-99.